



UWE GARDEIN

**Die letzte Hexe –
Maria Anna Schwegelin**

Historischer Roman

 **KRIMI IM
GMEINER-VERLAG**

UWE GARDEIN

Die letzte Hexe –
Maria Anna Schwegelin



Uwe Gardein lebt in Unterhaching. Er ist Autor von Büchern, Drehbüchern, Theaterstücken und Zeitungsartikeln. 1989 erhielt er das Förderstipendium für Literatur der Landeshauptstadt München. Er hält regelmäßig Vorträge über bayerische Geschichte und ist Literaturrezensent der Reihe »Reden über Bücher«.



UWE GARDEIN

Die letzte Hexe –
Maria Anna Schwegelin

Historischer Roman



Wir machen's spannend

*Bibliografische Information
der Deutschen Bibliothek*

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2008 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/2095-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2008

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Bildes von Giampietrino: Salome (Detail)
Gesetzt aus der 9,9/13,5 Punkt GV Garamond
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda
Printed in Germany
ISBN 978-3-89977-747-5

DER WIND TRÄGT den Frostgeruch von den Eisgletschern der Alpen durch das Tal der Iller hinab zu den Menschen. Der Wald steht erstarrt und die Tiere in ihm heben aufmerksam die Köpfe. In der Dunkelheit hält eisige Kälte die Füße an der Erde fest. Da erschüttert ein Schrei aus Schmerz und Elend die Luft. Dann ist es wieder still. Kurz darauf ein erneutes Kreischen, wieder der Schrei und ein entsetzliches Röcheln, als läge einem Menschen der zugezogene Strick um den Hals.

Die Frau in der Dunkelheit stemmt sich mit beiden Armen und all ihrer Kraft gegen eine Eiche. Sie steht breitbeinig da, etwas vorgeneigt, und atmet kurz und pfeifend. Für diese kalte Nacht ist sie völlig unzureichend bekleidet. Nur ein geflicktes Wollkleid, dicke Strümpfe und ein Leinentuch um den Kopf trägt sie. Sie denkt nicht an die Kälte. Ihr einziger Gedanke gilt dem Schmerz, der endlich aufhören soll. Es ist genug. In dem Gedanken liegt ein Vorwurf. Sie ist es, die den Schmerz zu ertragen hat, und sie ist es, die ihn nun nicht mehr will. Nie hatte sie es ausgesprochen, doch von nun an, das schwört sie bei der Heiligen Maria Mutter Gottes, würde sie es tun. Er war es, ihr Mann, der immer wieder an sie heranrückte und ihr in das Ohr flüsterte: »Ach komm, ach komm.« Nun hat er sie wieder einmal fortgeschickt, damit sie das gesegnete Haus mit ihrem Blut der Sünde nicht beschmutzen kann.

»Geh, Frau«, hatte er gerufen, »verdirb die Burschen nicht, geh!«

»Gott steh mir bei«, antwortete sie, »dieses Kind werde ich dir noch geben, aber ich flehe dich an, lass es dann genug sein.«

Sie hatte ihre Kinder geküsst und war gegangen.

Es ist sehr kalt zwischen den Bäumen. Die Luft scheint das Eis der hohen Gletscher in den Wald zu tragen. Vom Schrei der Eule und den Rufen der Tiere der Nacht vernimmt sie nichts. Sie dreht sich um, verlässt den Baum und kämpft sich durch das Unterholz. Gefrorene Zweige schlagen ihr ins Gesicht und zerbrechen. Sie folgt ihrem Instinkt, denn es ist die Hand vor den Augen nicht zu erkennen. Angst kommt in ihr auf. Hoffentlich ist es nicht schon zu spät und sie muss mitten im Wald niederkommen. Wo soll sie nur hin? Wenn ihr die Kraft verloren geht, sind sie und das Kind dem Tod ausgeliefert. Sie bleibt stehen und tastet nach ihren zerrissenen Strümpfen. Nun geht sie langsamer und versucht, nicht zu tief einzuatmen, weil ihr sonst die beißende Kälte zusätzliche Schmerzen verursacht. Als sie ein Geräusch hört, bleibt sie stehen. Sie versucht, die Ursache des Geräusches zu ergründen, aber es gelingt ihr nicht. Das Geräusch kam unerwartet von der Seite, dann von hinten und war wieder vor ihr. Mit einem Mal sieht sie die gelb glühenden Augen aus der Nachtschwärze auf sich gerichtet. Erstarrt vor Angst, rührt sie sich nicht vom Fleck. Wenn sie sich nicht bewegt, bewegen sich auch die glühenden Augen nicht. Ich muss beten, denkt sie. Sie umfasst ihre Hände und versucht, nicht vornüber zu stürzen. Ihr Herz hämmert in ihrer Brust. Trotz der eisigen Kälte beginnt sie zu schwitzen. Sie spürt den Schweiß auf ihrer Haut und wagt einen vorsichtigen Schritt zurück. Die glühenden Augen bleiben an der gleichen Stelle in der Dunkelheit. Noch einen kleinen Schritt riskiert sie, dann beginnen ihre Beine zu schlottern. Sie presst ihre Lippen aufeinander, damit ihr kein Schrei entfährt. Was ist das nur, was sie so durchdringend anstarrt? Schnell wagt sie noch zwei, drei Schritte zurück und prallt mit Wucht gegen die schorfige Haut eines Baumes. »Gott vergib mir!«, stammelt sie hilflos.

Die drohend auf sie gerichteten gelben Augen verformen sich. Aus den runden Augen werden plötzlich scharfe Pfeilspitzen.

»Du gehörst nicht hierher!«, schreit sie aus Leibeskräften. »Fort mit dir, du gehörst hier nicht her!«

Dann bricht sie auf die Knie und beginnt zu beten: »Heilige Mutter Gottes, Jungfrau Maria, hilf mir. Ich schwöre, wenn ich und das Kind am Leben bleiben, dann werde ich das Kind mit deinem Namen schützen, gleichgültig, ob es ein Bub oder ein Mädchel wird. Amen.«

Sie hebt den Kopf in den Nacken und schaut direkt in die glühenden Augen, die sie noch immer scharf fixieren.

Dann töte mich endlich, denkt sie, aber quäle mich nicht länger.

Sie hat das Gefühl, eine Hand legt sich um ihre Kehle und drückt ganz langsam zu. Ohne Gegenwehr lässt sie es geschehen.

Die gelben Augen verschwinden so, wie die Nacht verschwindet. Ein weiches Licht tut sich auf und aus der beißenden Kälte wird ein wärmerer Frühlingstag. Jemand lacht. Während sie aufhört zu atmen und ihr Herz aussetzt, lacht etwas schrill und teuflisch. Dann geschieht es. Ihr Hals ist zermalmt und am Himmel dreht sich ein buntes Feuer- rad. Schwarz ist der Tod, wie die Untiefen der Nacht. Der folgt ein Rot von sprühender Kraft und Wärme. Grün bläst der Wind über die Felder. Azur und grell brennt das Licht des Himmels über dem Fluss, dass sie die Hände schützend vor die Augen legen muss. Eine Hand schlägt ihr auf den Rücken. Wieder ertönt ein schriller Schrei, danach ist es still. Der Teufel ist gegangen.

Als sie die Augen aufschlägt, hat sie das bunte Feuerrad und das Licht vergessen. Sie hört einen Hund bellen. Es ist immer noch sehr kalt neben dem Baum auf dem Boden. Sie schaut in ein schwankendes Licht direkt vor ihrem Gesicht

und riecht den verbrennenden Tran. Dann hört sie, wie jemand ihren Namen sagt.

»Anna. Anna, hörst du nicht? So steh doch auf!«

Sie hebt müde ihre Arme und lässt sie schlaff wieder fallen. Schlafen will sie, nur noch schlafen.

»Anna, du wirst erfrieren, wenn du nicht sofort hochkommst.«

Sie spürt, wie kräftige Frauenarme an ihr ziehen und heftig an ihr rütteln. Aus dem Mund der Frau kommt kräftiger Zwiebelgeruch. Jetzt begreift sie, dass sie wieder im Leben ist.

»Tröscherin, bist du das?«

Sie steht auf zittrigen Beinen, und sie versucht, sich bei der Angesprochenen festzuhalten. Es gelingt ihr nicht und sie beginnt zu schwanken.

»Halt dich, Anna! Du musst einen Fuß vor den anderen setzen. Lass uns gehen, es ist nicht weit.«

Die Tröscherleute bewohnten eine Hütte direkt am Waldrand. Weil der alte Tröscher ein begehrter Treiber bei den Jagden der Herrschaften war, hatte man der Familie erlaubt, dort zu wohnen. Die Tröscherin hatte acht Kinder geboren, von denen nur noch zwei lebten.

Anna lässt sich mehr ziehen, als aus eigener Kraft voranzugehen. Ihr kommen die gierigen gelben Augen wieder in den Sinn, aber sie schweigt lieber. Hatte sie den Teufel gesehen? Er soll Feuer speien können und eine behaarte Zunge haben. Es ist ihr gleichgültig, denn im gleichen Moment kommen die Schmerzen zurück.

»Oh Gott«, sagt sie nur und atmet zischend aus.

Sie bleibt stehen und versucht, einen raschen Blick auf das Gesicht der Tröscherin zu werfen. Vielleicht täuscht sie der Teufel in Gestalt der Nachbarin und führt sie direkt ins Verderben. Sie hatte davon gehört, dass Hexen Blut von ungeborenen Kindern trinken. Sie schreit auf.

»Nicht doch«, flüstert die Tröscherin. »Mein Alter wird dich noch hören.«

Anna kann das Gesicht der Nachbarin nicht sehen. Die Tranfunzel beleuchtet nur spärlich den gefrorenen Boden, mehr kann sie in der Dunkelheit nicht erkennen. Der ziehende Schmerz in ihrem Leib lenkt sie nur kurz ab von ihren Gedanken. Der Teufel könnte ein Wolf mit gelben Augen gewesen sein und sich nun in die Nachbarin verwandelt haben. Wenn er eine behaarte Zunge hatte, könnte er auch einen Pelz tragen und Hauer besitzen, die sich in ihren Nacken bohren könnten. Als sich das Kind in ihr bewegt, kommt ihr der Gedanke, dass es direkt aus der Hölle in sie hineinkam. Bei keinem der Burschen, die sie geboren hatte, gab es diese Umstände. War sie verrückt geworden? Sie braucht einen klaren Kopf. Es gibt nichts, was sie an ein Fegefeuer oder des Teufels Hölle erinnert. Nur ihre Qualen sind da und die Tröscherin.

»Nun komm, Anna, du bist schon kalt wie ein Eiszapfen.«

Sie denkt an das Sterben. Viele Frauen sterben an ihren Kindern. Sie sieht das Gesicht von Johannes, als sie zur Tür gegangen ist. Ihre Burschen lagen auf dem Stroh und schliefen. Johannes hatte sie nicht mehr angesehen. Gesagt hatte er auch nichts. Nun sollte noch ein Esser in die armselige Bretterbude kommen, wo es durch alle Ritzen zog, Mäuse und Ratten herumliefen, und sie selbst täglich kämpfen musste, dass etwas Essbares in den Topf kam. Was also soll sie am Leben halten?

Sie hat einen kranken Mann, das weiß sie. Eines Tages wird er auf dem Feld zusammenbrechen. Johannes ist ein ständig hustendes Skelett. Wozu leben sie eigentlich?

»Anna, du bist keine Salzsäule, also spute dich!«, schimpft die Tröscherin.

Anna denkt an das, was die alte Fischerin ihr einmal über den Teufel erzählte, den sie auf dem brachen Feld hockend

Eier legen gesehen hatte, die so groß waren wie Kindsköpfe. Die Fischerin hatte das bei allen Heiligen geschworen. Es soll am hellgrauen Morgen gewesen sein, kurz vor Allerheiligen.

»Wir dürfen keinen Lärm machen«, sagt die Tröschlerin.

Sie wäre jetzt lieber alleine gewesen, wollte der Tröschlerin aber keinen Vorwurf machen, denn schließlich kümmerte sie sich um sie, was sonst keiner der Nachbarinnen in den Sinn gekommen war. Wenn sie ihren Bauch betrachtet und zu wissen versucht, ob das da drin leben soll, dann ist es doch besser, dass sie nicht alleine ist. Ihr ist zumute, als müsse sie einen langen Weg mit schweren Holzscheiten auf dem Rücken hinuntergehen, und am Ende ihres Lebens angekommen, lauert ihr jemand auf, der ihr alles rauben würde. Sie muss sich wieder zwingen weiterzugehen.

Im fahlen Licht der Ölfunzel erkennt sie den Vorratschuppen der Tröschers. Der alte Tröschler hatte ihn zwischen Büschen und Bäumen errichtet, damit er nicht so leicht zu entdecken war. Jetzt war alles Grün dahin und der Schuppen stand ungetarnt am Waldrand.

Sie müssen einige Holzstufen hinaufgehen, um an die Tür zu gelangen. Zu ihrem Erstaunen ist die nur angelehnt. Als die Tröschlerin sie öffnet, knarzen die Scharniere und sie hält einen Moment inne.

»Komm jetzt, Anna!«

Sie schlurft über die glitschigen Bretter, die uneben auf dem Boden liegen, und muss sich vorsehen, dass sie nicht stolpert und hinfällt. Gleich neben der Tür steht angebunden eine Ziege. An den Wänden hängen Käfige mit ein paar Hühnern. Neben der Ziege hat die Tröschlerin Stroh aufgehäuft, dazu wirft sie noch einige Hand voll Heu und legt dann ein Kuhfell darüber.

»Hock dich hin, Anna«, sagt sie freundlich.

Sie wundert sich, dass die Tröschers noch so viel an Vorrat haben. Sogar eine Ziege gibt es, die ihnen Milch und Käse beschert. Als sich das Kind wieder mit heftigen Tritten meldet, legt sie sich bereitwillig auf das gemachte Lager und schaut auf die Funzel, die nun direkt über ihrem Bauch von der Decke baumelt. Die Schmerzen kommen zurück und sie bekommt keine Luft mehr. Schwer atmend hält sie inne. Sie spürt, dass sie mit der Tröscherin nicht alleine ist. Die Tür ist nicht verschlossen, und niemand lässt seine Wintervorräte ungeschützt. Was hat die Tröscherin mit ihr vor, was wird geschehen? Erneut tritt das Kind hart gegen ihre Bauchdecke. Sie zuckt zusammen und will gleichzeitig die Augen offen halten. Aber es ist zu dunkel, trotz der Funzel, neben die soeben eine weitere gehängt worden ist. Sie kann die schweren Hände der Tröscherin sehen, wie sie sich an den Funzeln zu schaffen macht. Sie beginnt, sich zu fürchten. Etwas in ihr warnt sie. Doch sie kann nicht aufstehen und davonlaufen. Sie beginnt zu zittern und sie spürt, wie der Schweiß auf ihrer Haut kalt wird. Ihr fällt ein, wie die Tröscherin einst von der Zubereitung der Hexensalbe erzählt hat. Sie waren mit den Frauen der Familien des Dorfes im Wald beim Beerenpflücken und Bucheckern suchen, als sie plötzlich davon angefangen hatte. Ganz genau konnte sie sich daran erinnern, denn sie hatten eine ertragreiche Stelle im tiefen Wald gefunden, wo es ihr allerdings auch recht unheimlich gewesen war. Dort hatte die Tröscherin davon erzählt, dass ihr eine alte Frau einmal berichtet habe, sie sei einmal von einer Hexe entführt worden und die habe das Fett eines toten Säuglings gekocht und diesen Sud mit Alraunwurzeln, Bilsensamen, Belladonna und noch vielen Zutaten ergänzt und daraus, unter Anwendung von Fledermäusen und kleinen Schlangen, auch einer Menge Schmalz, eine Salbe hergestellt. Am Abend wären dann viele andere Hexen gekommen und hätten sich an allen Stellen eingeschmiert, an denen ihre

Körper Haare hatten. Danach haben sie mit viel Lärm um ein Feuer getanzt und hätten nach dem Teufel gerufen. Plötzlich habe es dann furchtbar gestunken und mitten im Feuer habe ein großer Ziegenbock gestanden, der in einer fremden Sprache mit den Hexen gesprochen hat. Die Erzählerin sei daraufhin in Ohnmacht gefallen und erst wieder aufgewacht, als ihr Mann sie am alten Mühlbach liegend gefunden habe. Sie sei halb tot gewesen und hätte danach niemals wieder richtig leben und arbeiten können.

Mit heftigen Stößen macht sich das Kind erneut bemerkbar. Ihr Zittern wird noch stärker als zuvor, weil sie nun der Überzeugung ist, dass die Tröscherin mit den Hexen im Bunde ist und ihr Kind für den Kochtopf der bösen Frauen bereithalten wird. Jetzt will sie nicht erleben, dass das Kind aus ihr herauskommt. So viele Vorräte hat die Tröscherin, das kann nicht mit rechten Dingen zugehen.

Die ganze Zeit der Schwangerschaft bekam sie keine Gefühle zu diesem Kind in ihr. Nun aber, in dieser bedrohlichen Situation, fühlt sie, dass sie um ihr Kind kämpfen will. Ohne Gegenwehr wird sie es den verdammten Hexen nicht überlassen. Wäre sie nur nicht so kraftlos und würden ihr die Schmerzen nicht so zusetzen, sie würde einfach aufstehen und davonlaufen. Ihre Augen gewöhnen sich an das Zwielicht und sie spürt etwas.

Sie sieht, da ist eine weiße Frau. Aus der Dunkelheit des hinteren Raumes kommt sie auf sie zu. Fremde Finger streichen ihr etwas auf die Lippen. Sie schließt die Augen und spürt eine tiefe Zufriedenheit. Still liegt sie da und kann es sich nicht erklären. Der Duft frischer Frühlingsblumen steigt ihr in die Nase. Wie schön das ist, denkt sie. Sie beginnt, ein Lied aus ihrer Kindheit zu summen.

»Anna, es ist soweit«, flüstert die Tröscherin. Sie legt ihr ein kühlendes Tuch über das Gesicht und streift ihr die Kleiderlumpen vom Bauch. Sie spürt, wie jemand von hinten an

sie herantritt und ihr mit zarten Fingerspitzen die Schläfen zu massieren beginnt. Es ist gut, alles ist gut.

Wie aus kleinen blauen Flammen reflektiert die Sonne ihre Strahlen in den Weinkelchen auf dem Tisch am Fenster. Von der Decke des riesigen Raumes hängen Tücher in den Farben des Regenbogens, so, als schweben sie ungebunden und frei in der Luft. Über ihr leuchtet ein silberner Stern nur für sie. Sie streicht sanft mit beiden Händen über die kostbaren Bezüge des Bettes, in dem sie liegt, und muss mit den Augen blinzeln im Angesicht des mit Blattgold geschmückten Bettrahmens, und der Himmel über ihrem Schlaflager ist aus kostbarem Brokat gewebt worden. Hier will sie liegen bleiben und nie mehr aufstehen. Aber eine unbekannte Energie hebt sie hoch und lässt sie durch den Raum schweben, bis sich ein Fenster öffnet, und alle Menschen vor dem Schloss unter ihr fallen auf die Knie und bekreuzigen sich. Sie ist im Himmel angekommen. Die Wärme der Sonne am Mittag lässt sie behaglich schweben, und von dem nagenden Schmerz des Hungers spürt sie nichts mehr. Sie hält ihre Hände und Arme gegen das Licht. Durchsichtig wie Glas sind sie und sie kann ihr pulsierendes Blut durch die Adern fließen sehen. Das Land unter ihr ist blau eingefärbt bis zum Horizont und die Sonne trägt einen glühenden Goldrand. Sie will nie mehr auf die Erde zurückkehren. »Lass mich hier bleiben!«, ruft sie, aber ihre Stimme ist nicht zu hören. So sehr sie sich auch bemüht, ihre Stimme bleibt unhörbar. Als sie an sich herunterschaut, sieht sie, dass sie in einem nackten Mädchenkörper steckt, der sich noch im Frühling der Jungfräulichkeit befindet. Er trägt keinerlei Spuren der Geburten und keine Male der vielen Wunden, die ihr die schwere Arbeit geschlagen hat. Sie ist schön anzuschauen. Glückselig und zufrieden greift sie sich einen Sonnenstrahl und lässt sich von ihm wärmen. Jemand ruft ihren Namen, doch sie weiß nicht mehr, dass sie einmal so gerufen wor-

den ist. Sie wartet auf die Begegnung mit der Heiligen Jungfrau Maria. Ihr ganzes Leben lang hat sie gebetet, die Heilige Jungfrau Maria möge ihr den Weg für ein freundliches Leben ebnen. Nun ist ihr Flehen in Erfüllung gegangen und sie will sich bedanken. Sie durchschwebt einen Wald aus blühenden Kirschbäumen, deren weiße Blüten ihr ein duftiges Kleid webten, damit sie vor die Herrin der Welt treten kann. Endlich ist sie tot.

Die Landschaft unter ihr verändert sich. Ein langer Schatten, wie von einem riesigen Vogel geworfen, liegt über dem Land. Die Bäche und Seen beginnen grün zu funkeln. Schwere Wolken segeln heran und es kommt ein leichter Wind auf. Das kann nicht das Paradies sein, da ist sie sich ganz sicher. Wieder hört sie, wie jemand ihren Namen ruft.

»Anna!«

Hufe schlagen auf dem Boden auf und ein Pferd schnaubt laut und unüberhörbar. Anna begreift, dass sie auf einem fahrenden Wagen liegt. Das neugeborene Kind hat man ihr direkt auf die Haut gelegt, es schläft. Sie spürt unter sich einen Sack mit Stroh und tastet ihre Kleidung ab. Es ist nicht mehr ihre Kleidung. Auf ihr liegen mehrere wärmende Decken. Sie riechen frisch gewaschen und fremd. Ihr beginnen, die Tränen über die Wangen zu laufen. Warum darf sie nicht dort bleiben, wo es ihr so gut gefallen hat? Der Kopf schmerzt und ihr Unterleib brennt wie Feuer. Was ist mit ihr geschehen? Nein, darüber sollte sie besser nicht nachdenken. Sie erinnert sich, wie die zarten Fingerspitzen ihre Lippen und Schläfen berührt hatten und sie danach einfach davongeflogen ist. Was geschah mit der Nachgeburt? Besser ist es, sie würde niemals mehr daran denken. Wer weiß, was sonst mit ihr geschehen wird.

Der Wagen fährt ratternd und schwankend über den holprigen Weg. Anna blickt auf den Rücken des Kutschers, der über ihr auf einem Brett hockt und das Pferd antreibt. Über